

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 4

Artikel: Die Verwünschung : ein Tatsachenbericht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Ver- wü- nsch- ung



EIN TATSACHENBERICHT VON ***

Der nachfolgende Beitrag ist ein bemerkenswertes Dokument für die Tatsache, wie unheilvoll der Abergläubische sich bei uns noch in der jüngsten Vergangenheit ausgewirkt hat. Er ist selbst in Formen, die manche nur noch im dunklen Afrika für möglich halten würden, auch hier und jetzt weitverbreiteter als vermutet wird.

F. H.

Und so bin ich nun, fast ohne dessen gewahr zu werden, ein alter Mann geworden und mehr denn je kehrt mein Sinnen in jene ferne Zeit kurz vor der Jahrhundertwende zurück, mit der mich ungezählte Erinnerungen unlösbar verbinden. Und immer wieder beschäftigt mich ein seltsames Geschehnis, das doch über sechs Dezennien zurückliegt, und das mich durch harmlos kindliches Spiel zur Ursache dafür werden ließ, daß ein Mitmensch in selbstgerechter Verblendung sich zu üblem, verwerflichem Tun hinreißen ließ und dadurch in schwere seelische Pein und wohl auch in körperliches Elend verfiel. Noch heute kann ich

mir keine Schuld zumessen und nicht Selbstvorwürfe noch böses Gewissen sind es, die mich etwa beunruhigen könnten, sondern die tragische Verkettung belanglosen Geschehens, dessen tragischer Ausgang mich an griechische Tragödien erinnert.

Mein Vater, ein ebenso energischer und fortschrittlicher, als weitblickender Mann, stammte aus dem Mittelland. Er galt als hervorragender Lehrer der höheren Volksschule, die sich in unserem bescheidenen, zentral gelegenen jurassischen Bauerndörflein befand. Dort wuchsen wir in idyllischer, ländlicher Abgeschiedenheit als gesunde, kräftige Buben heran. Der älteste von uns verbrachte einmal einen ganzen Sommer auf dem schönen Bauernhof eines Bruders unserer Mutter. Dort führte er ein freies, durch Schulbesuch wenig behindertes ungebundenes Leben. Das gefiel ihm so wohl, daß er sich entschloß, Landwirt zu werden und durch nichts hätte er sich später davon abringen lassen.

Unter den Nachwirkungen der großen Landwirtschaftskrise der siebziger Jahre hatte das Kulturland im Jura einen geringen Preis. Es war vor allem an Hügeln und Hängen ausgeraubt und mager. Vater erkannte aber sofort, daß diese Hänge durch richtige Düngung recht ertragreich gemacht werden konnten, da sie doch meist gute Humuserde in genügender Mächtigkeit aufwiesen. Durch einen Landwirtschaftsbetrieb konnte er seinem Ältesten die erhoffte zukünftige Existenz sicherstellen und den andern Kindern erzieherisch wertvolle Arbeit zuweisen, die uns für das spätere Leben besseres und wertvolleres mitgab, als dies heute der Sport vermag. So wurde denn ein Landwirtschaftsbetrieb begründet, der heute zu den ansehnlichsten jener Gegend zählt.

Doch der Anfang war hart. Vater aber, naturwissenschaftlich gut geschult, dazu praktisch und ausdauernd, wirtschaftete nach neuzeitlicheren Methoden als den ortsüblichen. Viele der ansässigen Bauern, die in konservativer Einstellung, nach Methoden, die sich vom Urgroßvater auf Großvater und Vater vererbt hatten, ihre mageren Felder bebauten, lachten zuerst über den schulmeisterlichen Anfänger und meinten spöttisch: «Ja, ja, dieser Stark, der Schulmeister, der will uns Bauern auch noch zeigen, wie man „bauern“ muß!» Man kannte in der Gegend den Kunstdünger nur vom Hörensagen. Die Viehbestände waren gering; deshalb fehlte zumeist auch der nötige natürliche Dünger, um die mageren Hänge ertragreicher werden zu lassen. Es fehlten wichtige Pflanzennährstoffe, die selbst mit Mist und Jauche nicht ausreichend zu ersetzen waren. Durch umfassende chemische Untersuchungen fand mein Vater heraus, daß der Ackerboden mitten im Jura-Kalksteingebiet sogar kalkarm geworden war. Er bezog für wenig Geld aus einem nahen Steinbruch feinmahlenen Kalk und brachte ihn auf die Äcker. Der Erfolg war verblüffend. In großzügiger Weise wandte er sich auch der Steinobstkultur zu, die in jener Gegend schon damals Bedeutung gewonnen hatte. Mit allen seinen wohlüberlegten Maßnahmen hatte er den denkbar größten Erfolg.

Als aber schon nach wenigen Jahren die geschickte Bewirtschaftungsweise unseres Betriebes ganz auffallende Erträge brachte, lachten die ehemaligen Spötter nicht mehr. Bald hieß

es, das könne nicht mit rechten Dingen zu- und hergegangen sein; da sei doch Hexerei oder sogar Teufelswerk dahinter. Neben dem unverhüllten Neid regte sich auch die Gewinnsucht. Und wenn es dunkel wurde, kamen ihrer etliche verstohlen in unser Haus, den Vater auszuhorchen und seine Künste zu erfahren. Er gab bereitwillig Belehrung und Auskunft über alles, was er unternommen, gewährte Einblick in seine Methoden der zusätzlichen Düngung mit Kunstdüngern aller Art als Ergänzung der naturgegebenen Dünger.

Gewiß gab es ihrer etliche, nicht zuletzt auch aus den umliegenden Ortschaften, die seine Belehrungen dankbar annahmen und mit Vorteil befolgten. Ein Teil der ortsansässigen Bauern jedoch, die er mit Geduld beriet und belehrt, glaubten, das Wesentlichste und Wichtigste, das zu seinen Erfolgen führte, verrate ihnen ihr Berater ja doch nicht. Er habe, so vermuteten sie, wohl ein geheimes Zaubermit- tel, das er natürlich nicht jedermann auf die Nase binde. Diese noch stark in mittelalterlichem Aberglauben steckenden gebliebenen Leute sahen in unserem Vater eine Art Zauberer oder Hexenmeister, der eben mehr könne als gewöhnliche Leute.

Einer dieser heimlich-nächtlichen Besucher blieb mir besonders gut in der Erinnerung, weil ich, im Nebenzimmer mit Schulaufgaben beschäftigt, unfreiwilliger Ohrenzeuge einer Unterredung wurde, deren Bedeutung uns der Vater eingehend erklärte, um uns darzutun, wie Aberglaube und Mangel an Bildung zu den unglaublichesten und einfältigsten Einbildungen führen.

Da kam also eines späten Herbstabends ein kleinbäuerlicher Dorfbewohner zu uns ins Haus und frug mich nach dem Vater. Der führte ihn in die Wohnstube, aus der ich auf einen Wink verschwand. Nun ersuchte der Besucher den Vater, scheu und geheimnisvoll flüsternd, umständlich, ihm doch eine Auskunft zu geben, an der ihm sehr gelegen sei. Vater ermunterte ihn, mit seinem Anliegen ungeniert herauszurücken, denn er merkte wohl, daß der Mann den Rank nicht so recht zu finden wußte. Rückweise und umständlich kam es heraus: Er hätte gute Augen und habe es wohl gemerkt, daß Vater bei seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit über ganz besondere Mittel verfüge, die ihm nie gesehene Erträge einbrächten. So sei doch im Frühjahr das Wintergetreide im «Grienacker» mager und gelb gewesen und er

habe gedacht, da gebe es aber sicher nur das lumpigste Zeug, und da seien dann nach einem Regen auf einmal die Halme dick und dunkelgrün in die Höhe geschossen, und aus der erbärmlich mageren, armseligen Saat sei ein prächtiges Weizenfeld entstanden, wie man es in jener Lage einfach für unmöglich gehalten hätte.

Nun möchte er doch gerne wissen, wie das gekommen sei. Gerne wolle er für die Belehrung etwas Rechtes bezahlen, denn umsonst sei nur der Tod. Auf etwa fünfzig Franken, damals sicher eine beachtliche Summe, komme es ihm dann schon nicht an; nur sollte man es den andern nicht auch verraten.

Vater erwiderte ihm lächelnd – denn er kannte seine Pappenheimer längst – er wolle ihm gerne ganz genaue Auskunft geben, und zwar, ohne irgend eine Gegenleistung anzunehmen. Und nun erklärte er dem aufmerksam Zuhörenden, wie eben der Boden des Dorfbauers im allgemeinen mager und ausgeraubt sei, weil doch die Bauern ihre natürlichen Düngemittel aus Bequemlichkeit nur auf die in der Nähe und im Tale gelegenen Äcker führten, dagegen aber ihre Hügel und Hänge seit Jahrzehnten überhaupt nicht mehr gedüngt hätten. Im «Grienacker» habe es sichtlich am Stickstoff gefehlt, ohne den das Getreide nicht gedeihe; darum habe er mit Chile-Salpeter nachgeholfen. In einem Sack von fünfzig Kilo sei ja viel mehr Stickstoff enthalten, als in einem halben Dutzend Fässer Jauche, die ja doch nur mit einem großen Einsatz an Zugtieren dort hinauf gebracht werden könnte, auch wenn man genug davon zur Verfügung hätte. Man müsse aber sparsam mit den Kunstdüngern umgehen, denn gerade das üppige Getreide habe schlechten Stand; es falle daher sehr oft. Natürlich koste diese Salpeter nicht wenig, aber der Ertrag bezahle den Aufwand vielfach. Dann sei eben auch der Kalkmangel in manchen Lagen ein Übel, dem man begegnen müsse. Wichtig sei vor allem zu wissen, woran es bei einem vernachlässigten Stück Land hauptsächlich fehle. Diese Kenntnis habe Vater zu seinen auffallenden Erfolgen verholfen. Natürlich müsse man etwas aufwenden; aber richtig und haushälterisch angewandter Kunstdünger bezahle sich stets vielfach und sei leicht an Ort und Stelle zu bringen.

Darauf meinte der aufmerksame Ratsuchende, gewiß, das mit dem Kunstdünger sei schon gut und es werde damit auch seine Richtigkeit

haben; aber sein Ratgeber habe doch sicher noch ein ganz besonderes Mittel, so eine Art Zaubermittel; denn das sagten fast alle im Dorfe: So ganz nur mit rechten Dingen sei es da bestimmt nicht zugegangen. Es solle ihm doch niemand angeben wollen, daß jedermann das, was im «Grienacker» so erstaunlich gewirkt habe, in der nächsten Stadt oder in einer Fabrik ohne weiteres kaufen könne. Er sei denn doch nicht so dummkopfisch, daß er sich derart zum Narren halten lasse.

«Ihr wollt es mir halt einfach nicht sagen und ich verstehe das ja ganz gut; ich hätte es ja an Eurer Stelle auch nicht anders gehalten als Ihr. Aber ich meine, es würde Euch doch nichts schaden, wenn Ihr es mir sagen würdet. Das glaube ich denn doch nicht, daß so ein Zauber unwirksam wird, wenn man andere darüber unterweist.»

Der Bauer erhöhte sein Angebot; allein, als Vater etwas unwillig ihm versicherte, er sei doch kein Hexenmeister, denn das gebe es ja überhaupt nicht, und was der Mann vorbringe, sei nur einfältiger und unchristlicher Aberglaube, bekam er nur noch ein Kopfschütteln zur Antwort. Erregt ob dieser Starrköpfigkeit, versuchte Vater weiter, den Mann, den er sonst als einsichtig beurteilte, zur Vernunft zu bringen: Die Natur lasse sich nicht betrügen oder übertölpeln, sie folge ewigen und unveränderlichen, vom Schöpfer geordneten Gesetzen, deren der Mensch sich zu seinem Vorteil bedienen könne. Aber all die Stoffe, derer die Pflanzen zu ihrem Wachstum und Gedeihen bedürfen, müßten ihnen zugeführt werden. Wessen es in jedem einzelnen Falle bedürfe, sei eine Erkenntnis, die wir einer gewaltigen neuen Wissenschaft, der Chemie, zu verdanken hätten. Es handle sich aber dabei weder um Wunder, noch um Hexenwerk, sondern einzig um die Anwendung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, die jedermanns Erkenntnis und Einsicht offen stünden. Wohl könne die Pflanze auch der Atmosphäre Stoffe entnehmen, aber in der Hauptsache gelte noch die alte Bauernweisheit: «Mist ist des Bauern List!» Aber eben, je nach der Art der Kulturen und je nach Bodenbeschaffenheit müßten die verschiedenen spezifischen Kunstdünger zusätzlich Verwendung finden. Das sei doch nicht schwierig zu verstehen.

«Das ist sicher alles gut und recht! Aber die Hauptsache, auf die es dann ankommt, habt Ihr mir halt doch nicht gesagt. Ihr wollt es mir

einfach nicht sagen und ich begreife Euch ganz gut», bekam der Vater zur Antwort und der ungläubige Thomas, sonst gar kein unebener Mann, verzog sich.

Vater sah ein, wie schwierig, aber auch wie dringend notwendig es sei, die im Aberglauben und in verworrenen Vorstellungen befangene landwirtschaftliche Bevölkerung aufzuklären. Daß es in den Nachbardörfern in dieser Hinsicht um kein Haar besser stand, war offensichtlich. Die Aufklärung und Belehrung mußte daher auf breiter Grundlage betrieben werden. Zum Glück gab es eine ansehnliche Zahl solcher, die mit Eifer und Erfolg Vaters Beispiel nachahmten. So gründete Vater, von diesen Gleichgesinnten unterstützt, mit erheblichen Anstrengungen und viel Geduld einen landwirtschaftlichen Bezirksverein mit Ortssektionen, und die einsichtigen und unvoreingenommenen Landwirte machten mit. Gut besuchte Versammlungen fanden statt, an denen auswärtige, bewährte Fachleute in volkstümlichen Vorträgen über alle möglichen Teilgebiete der Landwirtschaft aufklärten, wie etwa über Futterbau, Getreidebau, Obstbaumpflege und Viehzucht. Im Schoße des Ortsvereins hielt Vater selber gelegentlich Vorträge über sein Düngungssystem, seine Methoden und Erfolge und suchte vor allem, die abergläubige Engstirnigkeit durch Aufklärung zu bekämpfen. Er hatte wohl beachtlichen Erfolg und fand immer mehr Nachahmer, aber es blieben in nicht geringerer Zahl die Voreingenommenen und Mißtrauischen, im überlieferften Hexenaberglauben Verstockten. Er mußte einsehen, daß hier alle Mühe vergeblich sei, weil dieser Aberglaube offensichtlich im tiefsten Urgrund der Seele haftete.

Dieses abergläubische Mißtrauen war an dem eingangs erwähnten, seltsamen Vorkommnis, dessen Verursacher ungewollt ich selber war, in hohem Maße beteiligt.

Zur Sommerszeit half meine Mutter im Heuet und in der Getreideernte tüchtig mit, während ich, damals ein ungefähr zehnjähriges Büblein, als Helfer nicht stark ins Gewicht fallen konnte. Zu Hause mußte aber ein hilfloses Brüderlein betreut werden. Diese Aufgabe wurde mir anvertraut, denn ich galt als anstel-

lig und gewissenhaft. Mein Schutzbefohlener war in einem eigens für ihn eingerichteten Stuhl untergebracht. Ich setzte mich in seiner Nähe ans Fenster, in das an diesem herrlichen Sommertag die Nachmittagssonne mit aller Pracht hineinschien. Noch heute kann ich den ganzen Zauber des wundervollen Sommernachmittags nachempfinden, der sich in unserer traulichen Stube verbreitete. Wie das die Buben ja so gerne tun, nahm ich zum Zeitvertreib einen Spiegel zur Hand und fand meinen Spaß daran, den Sonnenschein in die im Schatten liegende Nachbarschaft unseres Hauses zurückzuwerfen. Unter anderem lenkte ich die Sonnenstrahlen auch in das Fenster des jenseits des Dorfbachs gelegenen Nachbarhauses, hinter welchem sich ein Posamenteurstuhl, also eine Art Webstuhl befand, auf welchem in der Hausindustrie Seidenbänder gewoben wurden. Ich wußte nicht, daß das widergespiegelte grelle Sonnenlicht die Arbeit am Seidenband-Webstuhl arg erschwerte, wenn nicht gar verunmöglichte. Freilich dauerte mein Spiel gegen dieses nachbarliche Fenster sicher nur ganz kurze Zeit. Der Posamenteur hätte mir auch nur zum Fenster herein zu rufen gebraucht, ich solle mit meinem Unfug aufhören, da ihn dieses bei seiner Arbeit störe, so hätte ich gewiß meine an sich harmlosen Spiegeleien ohne weiteres eingestellt. Er sagte aber kein Wort und es fiel mir auch nicht besonders auf, als ich sah, daß der Mann, den ich ja kannte, sich von zu Hause wegbegab.

Kurze Zeit darauf hörte ich zwar ein Rütteln an der Haustüre, als ob jemand die Türe öffnen wollte. Ich hatte aber vorsorglich die Haustüre von innen mit dem Schlüssel abgeschlossen. Nun hörte ich auch einen dumpfen Schall im Hausgang, als hätte jemand mit einem harten Gegenstand an die Türe gepocht. Ich schenkte dieser Wahrnehmung weiter keine Beachtung und dachte wohl, es habe vielleicht ein Hausierer Einlaß versucht und, weil niemand Antwort gab, aus Unwillen mit dem Stock an die Türe geschlagen. Da ich Weisung hatte, die Türe niemandem zu öffnen, ging ich der Ursache überhaupt gar nicht nach. Nur die Tatsache stimmte mich nachdenklich, daß die Haustüre deutlich die Eindrücke zweier Schuhnägel aufwies, die von einem kräftigen Fußtritt herühren mußten.

Erst als am Abend Vater vor dem Hause irgend etwas hantierte, kam der erwähnte Nachbar – sein Name war Georg Brenner – zu ihm

Foto: Markus Odenbach
Impression vom Bahnhof Bern

und beschwerte sich, ich hätte ihm in das Fenster gespiegelt, freilich nicht gerade lange Zeit. Aber ich hätte doch wissen müssen, daß ich ihn damit ärgere und im Arbeiten behindere; sicher hätte ich das absichtlich getan.

Ich war im gegebenen Zeitpunkt einer Besorgung wegen nicht gerade zur Hand, weshalb mir Vater erst am Abend meines Verhaltens wegen Vorstellungen machen konnte. In drohendem Tone hatte der Mann Vater gegenüber erklärt, es sei mir wohl gekommen, daß ich die Haustüre verriegelt gehabt hätte, sonst wäre ich von ihm derart verprügelt worden, daß ich wohl eine Zeitlang daran gedacht hätte. Darauf hatte ihm mein Vater mit aller Bestimmtheit und großem Ernst entgegnet, daß ein solches Vorgehen dann aber auch für ihn nicht gut herausgekommen wäre, denn so etwas würde er sich nie gefallen lassen.

Als Vater mich darauf zur Rede stellte, gab ich in aller Harmlosigkeit zu, gespiegelt zu haben; aber, so meinte ich, das sei doch nichts Böses, denn es könne ja niemandem geschadet haben. Menschen oder Tiere hätte ich sicher nicht geblendet. Vater erkannte meine völlige Harmlosigkeit. Er belehrte mich darüber, daß man mit diesem Spiegeln die Posamentarbeit verunmögliche. Dem Posamenter Brenner aber bedeutete er, es wäre seine Sache gewesen, mich durchs offene Fenster über die Folgen meines Tuns zu belehren und es mir zu untersagen; dann hätte ich sicher sofort mit meinem unerwünschten Spiel aufgehört. Auf alle Fälle habe mir jede böse Absicht gefehlt; deshalb sei eine Körperstrafe unter keinen Umständen angängig. Der Posamenter gab ihm nur einen tückischen Blick und ging wortlos von dannen.

Einige Wochen später wurden uns in der geschlossenen Hofstatt hinter dem Hause vier sehr schöne junge Birnbäume, die Vater eigenhändig zwei Jahre zuvor gepflanzt hatte, bis über das Mark hinein zerschnitten, so daß die schönen Kronen kläglich herunterhingen. Vater war ergrimmt, denn er wußte nicht, wen er sich hätte zum Feinde gemacht haben können. Da die vier Bäume in einer geraden Reihe längs eines an die Hofstatt angrenzenden Hauses standen, lag der Verdacht nahe, einer der Bewohner dieses Hauses habe die ruchlose Zerstörungsarbeit geleistet. Der Schatten der Bäume hätte mit der Zeit ein gewisser Nachteil für das Haus werden können; aber man hatte

nicht die geringsten Anhaltspunkte für die Täterschaft.

Vater aber, der die Einstellung seiner Dorfgenossen gut genug kannte, wußte wohl, daß die Augen seiner Neider erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren. Darüber war er sich klar, daß sein Ansehen in ihren Augen Schaden nehmen könnte, wenn er wehrlos die Missetat mit scheinbarem Gleichmut hinnähme. Darum meinte er, er müsse dem unbekannten Missetäter zum mindesten ein wenig «die Katze den Buckel hinauf jagen». Und das versuchte er denn auch mit der ihm eigenen zielsicheren Klarheit in jeglichem Planen. Und so nahm er eine der verwelkten Baumkronen zur Hand, und als am Abend die Dorfleute über den Schulplatz unserem Hause gegenüber zur Rosenkrantz-Andacht in die Kirche gingen, hielt er die Baumkrone im Zwielicht hoch empor und sagte mit getragener prophetischer Stimme und wohl etwas unheimlich-theatralischer Pose und Aufmachung: «Ich habe hier im Dorfe niemandem etwas zuleide getan, im Gegenteil, ich habe jedem geholfen, der mich um Hilfe anging, so weit ich helfen konnte. Aber mir hat ein schlechter Mensch in meiner Hofstatt vier unschuldige, schöne Bäume zerschnitten und vernichtet. Das ist die Krone von einem; die andern hängen noch immer verdorrend und verterbelnd herunter.» Dann aber stieß er mit unheimlich erhobener Stimme die folgende Verwünschung aus:

«So, wie diese wehrlosen Bäume nun verterbeln und verderben müssen, so soll auch jener schlechte Mensch verkommen müssen, der diese erbärmliche Untat verübt hat!»

Mit diesen Worten ging Vater die Baumkrone vor sich hertragend, gemessenen Schrittes ins Haus zurück. Seine wohl berechnete kurze Vorstellung machte aber den abergläubischen Leuten sichtlich tiefen Eindruck. Einer von uns Buben konnte hören, wie die erschrockenen alten Frauen zueinander sagten: «Herr Jesus! Den möchte ich auch nicht sein, der das getan hat!»

Meine Mutter, eine sehr aufgeklärte und kluge, aber ebenso gottesfürchtige und wahrhaft fromme Frau eigener religiöser Prägung, schüttelte nachdenklich den Kopf, als Vater in die Stube trat. Das Gespräch, das sich entwickelte, konnte ich nur halb verstehen; aber aus den Bruchstücken, die mir in Erinnerung geblieben sind, glaube ich es ungefähr wiedergeben zu können:

«Ich habe deine Verwünschung mitangehört! Was du eben getan hast, will mir nicht gefallen. Ich hätte das bleiben lassen!»

«So, du meinst, man müsse sich solche himmeltraurige Schandtaten ruhig gefallen lassen, ohne zu mucken. Damit kommst du bei diesen Leuten weit! Wenn ich nichts unternommen hätte, wären vielleicht bald ihrer mehr, die sich

den Spaß machen könnten, die Früchte meines Fleißes zu verderben. Ich glaube, ich habe ihnen eine Lehre gegeben.»

«Nun, es war das erstemal, daß so etwas geschah und im allgemeinen sind die Leute recht. Schlechte Menschen gibt es halt überall. Aber es gefällt mir nicht, wenn man solch ein Spiel treibt, wie du es getan. Du hast mit ihrem

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Erinnert sich, unter «Winke an die Hausfrau» gelesen zu haben, dass Bier Blättern von Grünpflanzen wunderbaren Glanz gibt.



Fragt sich, warum Frauen gute Ratschläge nicht befolgen.



Da krampfen ernste Wissenschaftler jahrelang in Laboratorien, nur um Hausfrauen Arbeit zu erleichtern.



Aber nein, immer muss der Mann diese Entdeckungen im Hause einführen.



Besinnt sich, was er eigentlich gelesen hat. So etwas wie: «Giesse ein paar Tropfen Bier auf einen trockenen Lappen und -».



Beschliesst nach scharfer Überlegung, Pflege der Topfpflanzen doch besser Frau zu überlassen und Bier selber zu trinken.

Aberglauben gerechnet und du weißt doch, wie bei diesen Leuten Glaube und Aberglaube in seltsamer Mischung nur zu oft dasselbe sind. Mit Dingen des Glaubens sollte man nicht sein Spiel treiben! Wer weiß, was daraus werden kann.»

«Wer sagt denn, daß ich spiele? Die Leute glauben wohl an Gott; aber sie fürchten nur den Teufel, und den habe ich ihnen an die Wand malen müssen! Ich fasse meinen gemeinen Gegner dort, wo ich ihn erwische. Ich hoffe, es habe ihm Eindruck gemacht!»

Es mag wohl etwas mehr als ein Jahr gedauert haben, bis einmal gegen Abend jener Nachbar Georg Brenner unseren Vater aufsuchte und mit vor Erregung zitternder Stimme zu ihm sagte:

«Herr Stark! Jetzt ist es aber einmal genug. Ich denke, Ihr könnetet mich nun endlich in Ruhe lassen!»

Ganz bestürzt sagte Vater, er wisse nicht, was Brenner von ihm wolle. Er habe ihm sicher nicht das geringste in den Weg gelegt. Brenner solle deutlich sagen, was er meine, worauf aber der Mann noch viel aufgeregter rief:

«Ihr wißt nur zu gut, was ich meine! Seht mich einmal an! Ich bin ja nur noch ein Gezippe; das habt Ihr fertig gebracht! Ich habe damals gelacht, als Ihr mit der Baumkrone dort drüben auf dem Schulhausplatz standet und Eure Verwünschung ausstießet! Mir ist seitdem das Lachen vergangen. Ja, ja, ich habe es erfahren und weiß es jetzt, da es zu spät ist: Ihr könnt mehr als andere! Es ist wahr, ich habe Euch die vier Obstbäume zerschnitten aus Rache dafür, daß Ihr Euren Bußen nicht verprügelt habt, als er mir in die Stube hineinspiegelte.

Ich habe dafür gebüßt, schwer gebüßt! Es geht mit mir dem Ende zu, das fühle ich gut genug. Aber jetzt könnetet Ihr mich endlich in Ruhe lassen! Es ist unmenschlich, wie ich für diese Schuld büßen muß!»

Vater war tief erschüttert. Er konnte dem Manne lange versichern, er habe bis zur Stunde keine Ahnung gehabt, wer der Täter sei und er habe mit seiner Verwünschung diesen nur etwas erschrecken wollen; aber daß er gegen ihn, Brenner, irgend etwas unternommen habe oder habe unternehmen können, sei doch ein lächerliches Hirngespinst, das er sich aus dem

Kopfe schlagen solle. Vater hatte gut reden. Der arme Mann ließ ihm keine Ruhe, bis Vater ihm versicherte, er habe nicht das geringste gegen ihn und er tue auch nicht das geringste, das überhaupt gegen Brenner gerichtet sein könnte. Ja, er gab zu, daß er seine Verwünschungen unterlassen hätte, wenn er hätte ahnen können, welche Folgen sie nun hatten.

Tatsächlich war der bedauernswerte Mann erschreckend abgemagert und es dauerte auch kaum mehr als ein halbes Jahr bis zu seinem Tode; er starb wohl im Glauben, er habe büßen müssen unter der unheimlichen Gewalt, die Vater auf sein Schicksal auszuüben imstande gewesen sei. Lange Zeit war Vater innerlich aufgewühlt; das tragische Geschehnis machte ihm zu schaffen.

Er erzählte unserem erfahrenen Hausarzt alles ohne jede Beschönigung und fragte den für jene Zeit gutgeschulten Psychologen, ob es denn möglich sei, daß durch den Eindruck seiner Verwünschungen diese katastrophalen seelischen Auswirkungen auf den Körper hätten hervorgerufen werden können. Der Arzt erklärte, er habe den Mann seit Jahren behandelt. Durch eine kostspielige Kur hätte er möglicherweise vor einigen Jahren gerettet werden können. Im Zeitpunkte der Verwünschung sei er aber schon verloren gewesen. Er sei an einer langsam verlaufenden Tuberkulose gestorben. Wahrscheinlich sei es aber doch, daß die Angst vor Vaters Verwünschung und das Schuldbewußtsein über seine eigene Missetat den Ablauf der Krankheit ungünstig beeinflußt und das unausbleibliche Ende beschleunigt hätten. Solche Fälle kämen übrigens viel häufiger vor, als man im allgemeinen annehme.

Vater hat die ganze Sache freilich nicht leicht genommen und sich fürderhin gehütet, die rächende Nemesis zu spielen. Die ganze Tragödie blieb aber natürlich kein Geheimnis und trug von neuem dazu bei, Vater mit einem unheimlichen Nimbus zu umgeben, zu dessen Zerstörung es mehrerer Jahre bedurfte.

Wenn ich aber in späteren Jahren, die mich dauernd von zu Hause wegführten, oft und gerne wieder mein Elternhaus aufsuchte, fielen mir beim Überschreiten der Schwelle ohne meinen Willen immer wieder die mahnenden Spuren der beiden Schuhnägel in die Augen, mit denen ein Unglücklicher sich ein fragwürdiges Denkmal gesetzt hatte, ein unvergeßliches Mahnzeichen für mich!